

A small, brown mouse is clinging to a thick, braided rope that runs vertically down the right side of the image. The mouse is positioned in the upper half of the frame, looking directly at the viewer with large, dark eyes. The background is a solid, vibrant blue. The text is overlaid on the left side of the image.

Gabriele KÖGL
VORSTADTHIMMEL

Roman

Wallstein

Gabriele Kögl
Vorstadthimmel

Gabriele Kögl
Vorstadthimmel

Roman



WALLSTEIN VERLAG

Er fuhr mit dem Mittelfinger über die Lackschicht. Ganz sanft strich er über die Spalte zwischen Karosserie und Tür. Fein und glatt fühlte es sich an, fein und glatt wie eine Porzellankrone, die perfekt angepasst war. Carbonfaser. Er lächelte mit seinem perfekt sanierten Gebiss. Mit dem Zeigefinger berührte er die kaum sichtbare Vertiefung in der Tür. Der Flügel ging hoch. Heinrich ließ sich in den weißen Schalensitz fallen. Er berührte das Leder. Weich wie Walfischpenisleder. Damit hatten früher die berühmten griechischen Reeder die Barhocker auf ihren Jachten beziehen lassen.

Der Schalensitz war nicht weiter als einen Meter hinter dem verkürzten Frontflügel angebracht. Purismus, Sportlichkeit und Funktionalität, so stand es in einer Autozeitschrift. Die Heckleuchten steigern den Wiedererkennungswert. Heinrich startete seinen Teufel. Schon lange war ihm der Diablo weit mehr als ein Gefährt, er war ihm zu einem Gefährten geworden, er war längst ein Mythos. Mit einer produzierten Anzahl von vierzig Stück nicht einfach käuflich zu erwerben. Heinrich musste viele Beziehungen spielen lassen. Er musste in Erfahrung bringen, ob jemand bereit war, sich von seinem Diablo zu trennen. Solche Verkaufsangebote stehen in keiner Zeitung, auch nicht im Internet. Das erfährt man nur durch persönliche Kontakte und unter der Hand. Heinrich horchte auf den Sound. Der Klang sagte alles. Er genoss diesen Ton, er genoss ihn so sehr wie die Melodie seiner Lieblingsoper. Zwölf Zylinder, ein Evolutionssprung in der Autoentwicklung. Wer einmal einen Zwölfzylinder gefahren hat, kann nicht mehr zurück. Er hörte, wie sein schwarzer Panther schnurrte, wie er auf Gummipfoten dahin schlich, leise, lauernd, als wäre er im Dschungel. Elegant bewegte er sich durch das Cottage, das von uralten Akazien und Gingkobäumen gesäumt war. Der Dschungel des Cottages, der in Steppe übergang, wenn er

den Savannengürtel überquerte und geschmeidig in die Betonwüste des ersten Bezirkes eintauchte. Plötzlich kreuzte ein Beutetier seinen Weg. Direkt vor Heinrichs Schnauze bog ein Ferrari 308 GTB in die Straße ein. Heinrich drückte kurz drauf, in exzellenten dreikommaacht Sekunden war er auf hundert. Heinrich erledigte den Ferrari, bevor dieser kapiert hatte, wie ihm geschah. Heinrich lächelte in sich hinein. Wie ein Kokainsüchtiger, der sich eine Straße gelegt hatte. Glückselig grinste er vor sich hin, als er den Ferrari geschnupft hatte. Ganz ohne Anstrengung, nur aus dem Handgelenk heraus. Aus seinem Rausch holte ihn erst ein Fiaker, der so gemächlich über den Ring trottete und auf Burgtheater und Rathaus verwies, dass Heinrich die kurze Grünphase für den Abbiegeverkehr verpasste.

Langsam fuhr Heinrich in die Gasse. Hier lag seine Praxis. Er tippte mit dem kleinen Finger die Gangschaltung an, um das Sechsganggetriebe herunterzufahren. Er schlich die Abfahrt zur Garage hinunter und fuhr den Panther in das Dickicht der Nische, die er extra ausgesucht hatte für seinen Gefährten. Er wollte ihm einen geschützten Rastplatz bieten, von mehreren Betonsäulen gesichert, wo kein metallenes Tier ihn streifen konnte. Wieder genügte das Berühren des Türgriffs mit dem kleinem Finger, der geflügelte Panther streckte seine Flanken, er entließ Heinrich aus dem schwarzen Carbonfasergefieder.

Mit dem Lift fuhr er hinauf in die Praxis. Er mochte seine Arbeit und er mochte den Ort seiner Arbeit. Er fühlte sich wohl in der Einrichtung mit den Biedermeiermöbeln. Er hatte sie im Dorotheum ersteigert. Er liebte die Landschaftsbilder an den Wänden, die beruhigend auf die Patienten einwirken sollten, und er mochte die Pflanzen, die er zum Teil selbst gezüchtet hatte. Immer, wenn er Mispeln, Litschi, Orangen oder Kumquats aß, steckte er Kerne in die Pflanzentöpfe, er beobachtete die Erde und wartete, ob seine Saat aufging.

Heinrich mochte die ausgeklügelte Elektronik an seinen beiden Stühlen, er mochte sie dort genauso wie an seinem Lamborghini, und am meisten liebte er es, wenn er perfekte Technik bei der Zahnbehandlung anwenden konnte. Die Technik des schmerzlosen Spritzens genauso wie die Technik eines perfekten Schliffs, wenn er einen Zahn für eine Krone präparierte.

Ich kann das, dachte Heinrich, ich kann das wirklich.

Sie wusste, er würde kommen. Auch wenn er nicht angerufen hatte. Wozu sollte sie das Bettzeug wegräumen, das würde bloß Flecken geben auf der roten Couch. Die war so groß, dass man sie nicht einmal aufklappen musste, man konnte bequem darauf schlafen. Auch zu zweit.

Sie sah auf die Uhr. Erst um die Mittagszeit musste sie in die Redaktion. Er kam am liebsten vormittags zu ihr. Manchmal, bevor er in seine Praxis fuhr, manchmal zwischen zwei Terminen, am liebsten dann, wenn er Komplettsanierungen vornahm und eine Pause von den langwierigen Beschleifungen brauchte.

Margot war längst aufgestanden, sie hatte geduscht, sich mit einer teuren Körperlotion eingecremt und danach ihr leichtes Nachthemd wieder über den Körper geworfen. Er sollte nicht denken, sie würde viel Zeit für Kosmetik verwenden, er sollte denken, dass sie immer so natürlich und frisch war. Als gehörte es zu ihrem Charakter, dass sie zum Anbeißen duftete. Er kannte sie nicht anders, er hatte noch nie eine Nacht mit ihr verbracht, er konnte nicht wissen, wie sie am Morgen roch.

Heinrich sah auf die Uhr, er bog in die schmale Gasse ein. Hier war es immer schwierig, er konnte nur mühsam einen Parkplatz finden, auch tagsüber. Am Abend sowieso, aber das scherte ihn kaum, am Abend hatte er fast nie Zeit. An

den freien Abenden, wenn seine Frau Nachtdienst hatte, kam Margot zu ihm ins Cottage, das ging nicht anders, wenn sie ihn sehen wollte. Sie wollte immer, wann er sie auch rief. Sie kam, als hätte sie nie etwas anderes zu tun, als würde sie den ganzen Tag auf seinen Anruf warten.

Heinrich riskierte nichts. Er wollte nicht abgeschleppt werden. Auch wenn es eine Ehre für die Abschleppfahrer gewesen wäre. Sie hätten einmal in ihrem Leben den Teufel in Autogestalt transportieren dürfen. Für elf Uhr hatte er die nächste Patientin bestellt, sie würde viel Geld bei ihm lassen, er musste pünktlich sein. Aber auf seine morgendliche Entspannung wollte er trotzdem nicht verzichten. Er spürte, wie es in den Hoden zog und brannte. Kein angenehmer Zustand. Der Drang nach einer Entladung war groß, es pulsierte heftig, als hätte er einen Eiterherd im Sack. Der gehörte zum Fließen gebracht. Heinrich war Arzt, er wusste Bescheid, wie ein Mann funktioniert. Er hatte den menschlichen Körper genau studiert, er hatte sich erst zum Zahnarzt ausbilden lassen, nachdem er mit der Humanmedizin fertig war. Er hätte auf einen Ausbildungsplatz warten müssen. Heinrich wollte nicht warten.

Endlich hatte er eine Lücke gefunden. Mit seinem Raubtiergebiss ragte der Panther in den Behindertenparkplatz hinein, Heinrich glaubte nicht, dass man ihn abschleppen würde. Aber vorsichtshalber steckte er sein »Arzt im Dienst«-Schild hinter die Windschutzscheibe. Einen Parkschein mit einer Stunde Zeitguthaben riskierte er, mit raschen Kreuzen füllte er Datum und Ankunftszeit aus. Er überlegte, ob er einen zweiten Schein dazulegen sollte, für alle Fälle. Aber welche Fälle, fragte er sich, eine Stunde muss genügen, eine Stunde genügte immer. Im Augenblick hatte er das Gefühl, der kostenlose Zehn-Minuten-Parkschein würde auch genügen. Aber Heinrich wollte nicht lieblos erscheinen.

Margot trug ihr goldfarbenes Seidennachthemd, ein Ge-

schenk eines Freundes vor langer Zeit. Heinrich merkte, dass sie bereits geduscht hatte, er roch es, dass sie frisch eingecremt war, er sah ihre Schminke, auch wenn sie keinen Lippenstift aufgetragen hatte, und das war gut so. Er wollte keine Spuren mitnehmen auf seinem weißen Hemd, auch nicht auf der weißen Hose, die er in der Ordination trug und die er bequemerweise gleich anbehalten hatte.

Margot war die perfekte Geliebte. Sie klagte kaum, wenn er an den Wochenenden keine Zeit hatte, sie beschwerte sich nicht, wenn er abends nicht ausging mit ihr, und sie war jederzeit bereit, in sein Haus zu kommen, wenn er mit der kleinen Tochter allein war, weil seine Frau Nachtdienst hatte.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Heinrich, als Margot aus dem Badezimmer kam.

Sie setzte sich zu ihm auf die Schlafcouch, sie warf ihr frisch gewaschenes Haar in den Nacken. Dabei lächelte sie. Nach wie vor bekam sie eine Gänsehaut, wenn sie Heinrich ansah. Nicht weil er ihr so gut gefiel, sie hatte einiges an ihm auszusetzen, zum Beispiel an seiner Korpulenz, an seinem Ansatz zu einer Glatze, an seinen etwas zu kurzen Armen ... aber da gab es noch seine Art, wie er sie ansah, den weichen Griff, mit dem er ihre Hand umfasste, die Mimik, wenn er seufzte und nichts sagte, oder seine schmelzende Stimme, wenn er mit seinem Kind telefonierte. Und natürlich war da noch der Sex. Noch nie war sie so süchtig danach gewesen, noch nie wollte sie so oft mit jemandem ins Bett gehen. Noch nie hatte sie so sehr nach Befriedigung gelehzt. Er ließ sich vollkommen auf sie ein, er war erst dann bereit, selber zu genießen, wenn er sie winseln hörte. Unter seiner Hand, unter seiner Zunge, unter seinem Schwanz. Wenn sie nur daran dachte, durchrieselte sie ein Schauer, der sie zum Zittern brachte.

Es geht mir beschissen, dachte Heinrich, als er wieder in seinem Diablo saß. Da habe ich mich wie Münchhausen am eigenen Schopf gepackt und aus dem Dreck gezogen, wirklich aus dem Dreck, nicht aus dem Sumpf, und jetzt das hier. Er drehte die Arie ab. Er konnte den Liebesschmerz der Callas jetzt nicht ertragen. Sein Leben erschien ihm tragisch genug.

Heinrich war schockiert. So schockiert, dass ihn nicht einmal die Callas in andere Sphären versetzen konnte. Heinrich war schockiert über seine Empfindung und noch mehr über seine Reaktion. Er würde sich anständig verhalten in der Sache. Er würde sie in die Klinik bringen, er würde alles bezahlen. Heinrich war immer korrekt gewesen. Er wollte die Sache aus der Welt haben, so schnell wie möglich. Heinrich schüttelte den Kopf. Er musste zugeben, er hatte noch nie daran gedacht, welche Folgen es haben konnte. Er hatte sich nichts überlegt, wenn er seinen kleinen Panther in die Höhle einer Frau steckte. Naturgetrieben. Ihn interessierte Margots Situation nicht. Es war ihm egal, wie sie darüber dachte. Er war nur damit beschäftigt, sein Leben nicht davon berühren zu lassen. Seltsam, ihn tangierte auch dieses Kind nicht, er dachte, er könnte irgendwie stolz darauf sein, auch wenn er es nicht haben wollte, aber im Augenblick wenigstens hätte er so etwas wie Schöpferfreude empfinden können, rein evolutionsbedingt, vom Prinzip der Samenstreuung her. So etwas wie einen archaischen Stolz, wozu er in der Lage war, rein theoretisch. Aber er wollte nur weg, weg und heraus aus dieser Situation, so schnell wie möglich, er wollte jene Ordnung wieder herstellen, die er sich mit viel Mühe geschaffen hatte.

Er dachte kurz nach, er überlegte, was sein würde, wenn sie nicht in die Klinik ginge. Er liebte sein Kind. Sein eheliches Kind. Dieses gewollte Wesen, dem er vom ersten Tag an verfallen war, als bei seiner Frau endlich eine Schwangerschaft festgestellt wurde. Aber dieses Kind wollte er nicht.

Und deshalb musste Margot in die Klinik gehen. Er war überzeugt davon, er würde sie dazu bringen. Auch wenn sie zögerte, wenn sie vielleicht mit dem Gedanken spielte. Er musste ihr klar machen, dass es nicht ginge. Dass sie ihre Beziehung nicht weiterführen könnten mit einem Kind. Sein Handy läutete. Er sah auf das Display. Es war die Assistentin. Wo er denn bleibe. Die Patientin für das Implantat sei schon hier. Sie selber müsse auch pünktlich weg. Sie habe ihm doch gesagt, dass sie in der Mittagspause einen Arzttermin hätte.

Heinrich war ungehalten, ziemlich unwirsch sogar, er sagte, dass er zwar an vielem leide, aber bestimmt nicht an Alzheimer. Er habe weder ihre Mittagspause vergessen, noch die Patientin, die er implantieren wolle.

Sie nervte. Schon lange nervte sie ihn. Sie nervte, weil sie ihn liebte. Seit Jahren schon. Aber Heinrich sorgte dafür, dass es eine platonische Liebe blieb. Niemals hätte er etwas mit einer Assistentin angefangen. Das sagte ihm sein Hausverstand: keine Frau, die von ihm abhängig war. Keine, die aus einer Affäre ein Gegengeschäft machen konnte, keine, die sich Freiheiten herausnehmen oder ihn erpressen konnte. Seine Ordinationshelferin konnte nur heimlich wütend auf ihn sein, wenn er für eine Stunde die Praxis verließ, wenn er Erledigungen machte, wie er es nannte. Sie spürte genau, wohin er fuhr und von welcher Art seine Erledigungen waren. Manchmal rief sie an, meist wegen Nichtigkeiten, weil sie sehen wollte, ob er ans Handy ging, aber sie musste damit leben, dass er ihr klar und deutlich verschwieg, wo er war. Da konnte sie sich zusammenreimen, was sie wollte, da konnte sie Anspielungen machen, so viele ihr einfielen, mehr als ein freundliches Lächeln hatte sie nie aus Heinrich herausholen können.

Schwanzgesteuert, wie man bei den Rotariern sagte, das war er immer schon gewesen. Aber er kannte kaum jeman-

den, der sein Familienleben so klar von seinem Sexualleben trennte wie er. Die meisten seiner Clubfreunde waren einmal, manche sogar öfter geschieden. Sie hatten die Hälfte ihres Vermögens zurückgelassen, oft auch das ganze Haus. Heinrich hatte das Gegenteil getan. Er hatte gut geheiratet, und er hatte nie daran gedacht, sich scheiden zu lassen. Nie hätte er diesen Aufwand auf sich genommen, für ein paar Monate aufregendes Sexualleben mit einer Neuen. Es kommt doch bei jeder Frau darauf an, dass man sich mit ihr zusammenrauft, war Heinrichs Standpunkt. Wenn er sich die Geschichten anhörte, mit den alten und den neuen Kindern, mit all dem Neid, den Eifersüchteleien und den Rosenkriegen, die oft erst mit der Scheidung anfangen und nicht dort aufhören, wie viele glauben, dann konnte Heinrich gut darauf verzichten. Er hatte hart gearbeitet, für alles, was er besaß. Er glaubte nicht, dass es eine Liebschaft wert war, den Schlüssel zur Villa abzugeben. Und auch nicht das halbe Monatseinkommen.

Sein Studium hatte sich Heinrich als Dressman verdient. Eine kurze Zeit lang war er sogar das internationale Model von Boss gewesen. Er sah damals verboten gut aus, und er hatte sein gutes Aussehen optimal genutzt. Vor allem sein Charme war es, der ihn auf Fotos unwiderstehlich aussehen ließ. Es gehörte damals zum guten Ton in der Branche, dass man jede Nacht in einem anderen Bett verbrachte, manchmal auch in einem Gemeinschaftsbett, in dem sich mehr als zwei Personen wälzten. Heinrich hatte diese Zeit ausgenutzt, und wenn die Nächte lang und heiß waren, hatte er nichts, aber auch gar nichts anbrennen lassen. Aber niemals hätte Heinrich im Traum daran gedacht, eines dieser Models zu heiraten. Für ihn war immer klar gewesen: er wollte eine anständige Frau aus gutem Haus, und er wusste, eine solche Frau wollte einen Mann mit einem anständigen Beruf, mit dem er ihr ein gutes Haus bieten konnte.

Heinrich hatte seine Frau auf der Uni kennengelernt. Ihr Vater war Professor für Kardiologie, ihre Mutter die treue Dienerin ihres erfolgreichen Mannes. Die Tochter aus dieser Ehe ergab die richtige Mischung für Heinrich. Sie hatte die Klugheit ihres Vaters geerbt und das Devote ihrer Mutter. Zumindest hatte sie Zurückhaltung als die ideale weibliche Rolle in der Erziehung erlebt und auch übernommen. Sie hatte eine rasche Auffassungsgabe und ein enormes Gedächtnis, aber sie nutzte ihre Fähigkeiten kaum, sie wollte nicht über Heinrich hinweg Karriere machen. Sie hätte viele Möglichkeiten gehabt, schon aufgrund der guten Beziehungen ihres Vaters. Stattdessen hatte sie dafür gesorgt, dass ihr Vater seine guten Beziehungen für Heinrichs Karriere verwendete. Er besorgte ihm einen Vertrag mit der Krankenkasse, er vermittelte ihm eine gut eingeführte Praxis in der Innenstadt. Heinrichs Frau hatte nur eine Stelle als Anästhesistin in einem städtischen Krankenhaus angenommen. Sie hatte nie großen Ehrgeiz gezeigt, nie wollte sie eine eigene Praxis aufbauen oder eine Forschungslaufbahn einschlagen. Es wäre ihr unangenehm gewesen, sie wollte Heinrich nicht überflügeln. Das tat ihm manchmal ein bisschen leid. Vielleicht hätte er sonst noch mehr Ehrgeiz entwickelt, vielleicht wäre er noch höher geflogen.

Heinrich wusste, dass sein Schwiegervater nicht sehr glücklich über die Herkunft seines Schwiegersohnes war. Zwar gefiel es ihm, was Heinrich aus sich gemacht hatte, aber es gefiel ihm weniger, warum er es tat. Wenn Heinrich bei seinen Schwiegereltern eingeladen war, wusste er, wie man sich in einem solchen Haus benahm, aber es kam vor, dass Heinrich ein Wort verwendete, das ein falsches Wort war in diesem Haus, ein Wort, das seine Herkunft verriet, ein Wort, das man in diesem Haus niemals ausgesprochen hätte. Gut war ihm das Schweigen in Erinnerung geblieben, ein Schweigen, das er nicht gleich zuordnen konnte, als sie

einmal über die Bedeutung von Arbeit diskutierten. Es war ein auffälliges Schweigen gewesen, das seinen Worten gefolgt war. Heinrich hatte von »barabern« und »Hacknstaad« geredet, anstelle von »arbeiten« und von »Arbeitslosigkeit«.

Gern hätte Heinrich dieser Familie etwas entgegengesetzt, etwas, das ihn nicht nur beschämt lernen ließ, sondern etwas, mit dem er beweisen könnte, dass er mehr war als ein schlichter Parvenu. Er begann sich immer stärker für seine Herkunft zu interessieren. Wer seine Eltern waren, woher sie wirklich kamen, vor allem interessierte ihn, wer sein Vater war.

Heinrich dachte, wenn doch alle von Adam und Eva abstammen, dann gibt es auch viele Wege zurück zu den Babenbergern oder zu den Habsburgern, zu den Staufern und zu den Hohenzollern. Er musste die Verzweigungen seiner Familie nur lange genug zurückverfolgen, dann konnte er vielleicht aus der dunklen Seite seiner Herkunft Überraschendes ans Tageslicht fördern. Er musste nur alles durchforsten im elterlichen Ahnendickicht.

Bei seiner Mutter war nichts zu holen. Sie war Krankenpflegerin gewesen. Ihre Vorfahren waren, so weit sich seine Mutter überhaupt an Vorfahren erinnern konnte, als dienstbare Geister beschäftigt gewesen, und zwar bei jenen Herrschaften, bei denen Heinrich gerne auf die Welt gekommen wäre.

Sein Vater war immerhin Offizier im Krieg gewesen. Seine stolze und wie Heinrich meinte, arrogante Haltung war das Einzige, was noch daran erinnerte. Zumindest hatte es Heinrich so in Erinnerung. Er hatte seinen Vater lange nicht mehr gesehen. Das letzte Mal, als Heinrich ihn aus dem Sommerhaus hinausgeklagt hatte. Dieses Sommerhaus, das mehr ein Unterschlupf als eine Wohnung gewesen war, ließ sich im Winter nur unzureichend heizen. Nach dem Krieg hatte der Vater als Steinmetz eine Anstellung gefun-